

# Der Welt Spiegel

Illustr. Halb-Wochenschrift

des Berliner Tageblatts



## Die Geige.

Skizze von Hans Benz.

Der Herbstwind wühlte durch die Baumkronen und legte die Sonne auf den Häusern. Margot und Margot sahen einander Abschied nehmen. Die Mädchen hatten ein feines, blaßes Gesicht mit großen, trüben Augen, die mit selbsterklärenden Ernte in die Zukunft sahen. Die Augen waren an diesem goldenen Abend tief und verschleiert. Der Wind riß an ihren Haaren und zerrie an ihren Haaren. Noch einmal preßte sie ihre Hand, schritt dann breit und schwer davon. Die Zukunft lag vor ihm wie ein morgenhelles Land, das der Eroberung harnte. Drei Jahre der Arbeit konnte er Margot heimführen. Er witterte in den Augen Abend hinein, und seine Muskeln strafften sich. Er tat sich vor ihm die Fremde auf. Als Kohlenfuhrer fuhr er über den Kanal. Schaufelte unendliche, glühende Kohlenberge in glühende Feuer, hörte in dem Erschöpfungsschlaf die Wellen gegen die Schiffswände wuchten. Driben fand er eine Zeitlang keinen Schlaf. Die Geige, mit trüben Augen trotz des Glanzes, Margot hielt den Nacken steif. In seiner Seele brannte Margots Bild, brannte in immer hellerem Licht, stärker es um ihn wurde. Jede Woche holte er sich einen Brief von der Post, und als er sich den vierten Brief abholte, hatte er eine Anstellung in den Eisenbahnen gefunden. Nun hämmerten Arbeit und Alltag in seinen großen Säulen, und tausendfaches Leben in ihm, während er auf glühendes Eisen schlug. Er sah den sprühenden Funken nach und dachte an Margot. Als er eines Abends über die Brücke ging, schwebten die Geige durch das Dämmern. Sie strichen mit weichen Händen über das Eisenwasser wie ein Duft herüber über die Bergspitzen. Seine Geige fiel ihm ein. Er hatte sie geliebt, doch als ihm die Not an der Kehle saß, hatte er sie verstanden. Ob er sie sich wieder einlösen konnte. Seine Hand fuhr in die Tasche. Dann dachte er

an Margot. Er zog die Hand wieder aus der Tasche, legte sie fest auf den Nacken und schritt pfeifend seinem Hause zu. Es war ein verräuchertes Ungeheuer mit tausend blinden, kleinen Augen, aber er hatte sich ein warmes, schmuckes Nest darin gebaut. Bett, Tisch, Stuhl, Schrank, Waschgeschirre, alles weiß. Und wenn der Morgenstrahl in sein Zimmer schlich, traf er immer zuerst Margots Bild. Dann sah Harald eines Tages Nosalind. Es war ein blendend schönes, rothaariges Weib. Harald sah sich nach ihr um. Im Weitergehen dachte er an das, was Margot am letzten Tage noch gesagt hatte. „Ich kann von dir nicht verlangen, daß du mir so die Treue hältst wie ich dir; wenn du mir nur die Liebe bewahrst und ich dir über allen sieh.“ An diesem Abend hörte er wieder die wunderbaren Klänge über das Wasser her. Er ging ihnen nach und fand am Ufer eine zusammengekauerte Gestalt, die eine Geige strich. Die Töne waren schweremütig, und es glühte ein dämonisches Feuer in ihnen. Für einen Moment brach der Mond durch die Wolken und beleuchtete ein bleiches, erstarrtes Gesicht. Es sprang aus dem Schatten des Hutes und der düsteren Haarflut grell hervor. Zögernd wandte sich Harald seinem Hause zu. Er war unzufrieden, und die Klänge hatten tausend Begierden in ihm aufgeweckt. Da traf er abermals Nosalind und sah ihre vollen Lippen, ihren verschleierte, tiefen Blick. Harald fühlte sich hilflos in unerklärlicher Nacht. Schwach nur brannte Margots Bild in ihm. Jetzt blieb Nosalind vor ihm stehen. Dampfarbener Mondlicht riefelte über seine Giebel und Kamine. Da zog es ihn mit sich fort. Seine Lippen waren heiß und trocken. Er wußte nicht, was er sprach. Fühlte Nosalinds Arme um seinen Nacken, dann riß ihn der Hauch mit glühenden Branden nieder. Sein Leben nahm von nun an einen merkwürdigen Verlauf. Morgens trat er wie immer mit hellen Augen in die Werkstatt, hämmerte fröhlich in den Tag hinein. Nur daß er neben Margots Stimme, die während der Arbeit stetig in seinen Ohren lang, jetzt manchmal Geigenklänge zu hören glaubte. Bei Feierabend blieb er auf der Brücke stehen und lauschte über den Fluß hinüber, bis der einsame Geiger seine düsteren Weisen erklingen ließ. Dann dachte er an seine Geige, und eine rasende Sehnsucht brannte in ihm, wieder einmal sein Innerstes hinauszujauchzen zu können in nächtliche Finsternis. Doch die

Sehnsucht in ihm wuchs zur flammenden Marter, und um sich vor ihr zu retten, lenkte er sie auf Nosalind. So kam es, daß Tag und Arbeit verblaßten gegen die Zauberklänge des Abends, und als Harald einstmals wieder auf der Brücke stand, fiel ihm ein, daß er einen Brief Margots bei sich trage. Er hatte vergessen, ihn zu öffnen. Margot schrieb, daß sie erkrankt sei. Die Handschrift war unendlich und zitternd, ein müder Schreier lag über den Zeilen. Harald ließ das Haupt sinken und verlor sich in schwerem Grübeln.

Die Nacht sank hernieder und silberne Sterne blickten fern und kalt. Er leuchtete tief auf. Im Wasser lagen gelbe trübe Lichtballen. Dann redete er sich nach langen Stunden, als erste Morgenröte am Himmel aufglutete. Ehen und langsam ging er dem Hause zu. Nosalind hatte ihn vergebens erwartet und sich in seinem Zimmer zur Ruhe gelegt. Bei seinem Eintreten wachte sie auf. Ihr Haar rieselte gelöst um das leichte Gewand. Sie schmiegte sich an ihn, suchte seine Lippen. Er wehrte sie sanft ab. „Wir müssen uns trennen, Nosalind!“ Sie fuhr zurück, ihre Augen wurden weit und starr.

„Wir müssen uns trennen, Nosalind, ich bin einem anderen Mädchen verlobt.“ Sie suchte auf, dann sank sie in sich zusammen. „Ich werde Mutter!“ Harald barg das Gesicht in den Händen. Seine Schultern krümmten sich wie unter unsichtbarer Eisenlast.

Der Morgen kam grau und ohne Licht. „Wir müssen uns trennen“, murmelte er. Tote Stille stand zwischen ihnen. Er hörte, wie Nosalind sich schwer und wankend erhob. Noch einmal fühlte er einen rasenden Ruß auf seinen Lippen und ihre Arme, die ihn an sich preßten. Dann schlug der Wind hinter dem Weibe die Tür zu. Er wußte, was sie tun würde. In seinem Herzen lag eine steinerne, unempfindliche Kugel.

Am selben Tage noch ließ er sich nach Harwich versetzen. Der Zug fuhr nachts. Vorher ging er noch einmal auf die Brücke. Hier hatte er den süßen Klang gehört, der alle Tiefen ihm aufgerissen. Die Geige schwebte. Mit riesigen Schattenschwingen zog es langsam gegen ihn heran. Stumme Gedankenschwingen kamen in langen Reihen, ließen sich schweigend in der Kunde nieder. Die Geige erklang immer noch nicht. Er fühlte keine Neue. Er fühlte überhaupt nichts mehr. Sein Inneres war tot.



Zur Erstaufführung von Pfitners „Palestrina“ in der Berliner Staatsoper.

Von links nach rechts: Professor Hans Pfitner, Kapellmeister Dr. Stiebrny, Intendant v. Schillings, Hofrat Dr. Maeder.